

Neue Bücher



Arundhati Roy: „Meine Zuflucht und mein Sturm“

Geliebte Liebes-Erpresserin

Von Gisa Funck

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 13.11.2025

Arundhati Roy ist eine Literatur-Ikone und das links-feministische Politgewissen Indiens. In ihrem neuen autobiografischen Buch aber offenbart sie sich als Frau, die lange schmerhaft unter ihrer launisch-erpresserischen Mutter Mary Roy litt. Diese wird bis heute als Schulgründerin und Frauenrechtlerin verehrt, behandelte ihre Kinder aber öfter erschreckend herzkalt und grausam.

Spätestens an der Stelle mit der Schäferhündin Dido wird klar, dass das neue Buch von Arundhati Roy kein gewöhnlicher Lebensrückblick ist, sondern die erstaunlich offenherzige Beichte eines mütterlichen Missbrauchs. Denn an dieser Stelle ist von einer abscheulichen Untat der Mutter gegenüber ihrer damals 13-jährigen Tochter die Rede:

„Als ich ins Internat geschickt wurde, vermisste ich sie [meine Schäferhündin Dido] mehr als sonst irgendjemanden. Und als ich in den Ferien nach Hause kam, war sie nicht mehr da. [...] Mrs. Roy hatte sie erschossen. Weil sie sich mit einem unbekannten Straßenkötter gepaart hatte. Es war eine Art Ehrenmord. Die Hündin wurde hinter dem Haus begaben. Dido war drei, ich war dreizehn. Es kam nicht in Frage, dass ich reagierte oder Fragen stellte. [...] Ich hätte riskiert, ebenfalls erschossen zu werden.“

Die Mutter, die Gangsterin

Die Erschießung der Hündin ist tatsächlich nur eine von vielen erwähnten Mutter-Grausamkeiten in diesem Buch. Darin schaut die indische Starautorin Arundhati Roy zwar auch noch einmal auf ihre turbulente Karriere als Autorin und Polit-Aktivistin zurück, doch im Kern geht es in „Meine Zuflucht und mein Sturm“ um ihre komplizierte und immer wieder merkwürdig zwischen Liebe und Hass, Zuneigung und Abstoßung hin- und herpendelnde Beziehung zu ihrer Mutter Mary Roy.

War diese doch eine launisch-exzentrische, aber eben auch genialisch-hochbegabte „Gangsterin“, wie die Tochter schreibt: also halb Monster, halb Heilige für ihre beiden Kinder, für die jüngere Susanna Arundhati und den älteren Sohn Lalit Kumar Christopher, kurz „LKC“.

Arundhati Roy

Meine Zuflucht
und mein Sturm

Aus dem Englischen
von Anette Grube

S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main

368 Seiten

25,00 Euro

Ein wildes Kind mit Hornhaut an den Füßen

Denn auch die 1933 geborene Mary Roy war bereits eine Berühmtheit – und wird bis heute als feministische Vorkämpferin und visionäre Pädagogin in Indien verehrt. Ein Ruhm, den sie sich allerdings sehr hart erkämpfen musste, nachdem sie sich zu Anfang der 1960er Jahre von ihrem alkoholsüchtigen Ehemann getrennt hatte. Ohne Obdach und Geld blieb Mary Roy damals nichts anderes übrig, als mit ihren beiden kleinen Kindern in ihr Heimatdorf Aymenem im Bundesstaat Kerala zurückzukehren: zurück zu ihrer verwitweten Mutter und ihrem älteren Bruder, die sie beide nur widerwillig aufnahmen. Oder wie Arundhati Roy in ihrer unverwechselbar poetischen Lakonie schreibt:

„In Aymenem lebten wir wie auf einer Klippe. [...] Alle paar Tage kam es zu einem heftigen Streit, [...] Teller gingen zu Bruch, Türen wurden eingetreten. Meist wurde wegen Geld gestritten. [...] Sobald das Geschrei einsetzte, floh ich. Der Fluss war meine Zuflucht. [...] Innerhalb von Monaten wurde ich ein wildes Kind mit Hornhaut an den Füßen.“

Das klingt wild romantisch, zeigt Arundhati Roy aber bereits früh als tendenziell vernachlässigt Kind. Endgültig problematisch jedoch wirkt die Fürsorge ihrer Mutter, als diese kurz darauf an Asthma erkrankte – und ihre Tochter damit bald regelmäßig erpresste:

„Sie sagte oft zu mir, dass sie sterben könnte, jeden Tag, jederzeit, und was würde ich dann tun? [...] Meine Antwort lautete stets: Ich werde für dich atmen, Mama. Ich versuchte, für sie zu atmen. Ich wurde zu ihrer Lunge.“

Eine toxische Beziehung – und doch mehr

Solche Bekenntnisse zeugen natürlich von einer im Grunde hochtoxischen Mutter-Tochter-Beziehung. Doch so nennt Arundhati Roy diese in ihrem Rückblick bezeichnenderweise nie. Überhaupt spart sie sich jede Bewertung des Mutter-Verhaltens, getreu ihrer für dieses Buch veranschlagten Schreibdevise:

„Vielleicht ist es am besten, manches unverstanden im Nebel zu belassen. [...] Ich habe die endlosen Theorien und Erklärungen satt.“

Ganz offensichtlich ging es Arundhati Roy mit ihrem Memoir also gerade nicht darum, rückblickend mit ihrer 2022 verstorbenen Mutter Mary abzurechnen oder Schuldkärtchen zu verteilen. Denn das wäre dieser trotz allem faszinierenden Frau wohl auch nicht gerecht geworden.

Obwohl arm, geächtet und asthmakrank, schaffte es diese Mutter nämlich, quasi im Alleingang in der Kleinstadt Kottayam 1967 eine Schule zu gründen, in der nach fortschrittlichen Methoden unterrichtet wurde. Damit ermöglichte Mary Roy Hunderten von vorher zur Armut verdamten Kindern in Kerala den sozialen Aufstieg.

Darüber hinaus wurde sie auch zu einer wichtigen feministischen Vorkämpferin in Indien, weil sie sich jahrzehntelang und schließlich mit Erfolg gegen das rückständige Erbrecht ihrer christlichen Glaubensgemeinschaft wehrte, wonach christliche Witwen nicht erbberechtigt waren. Dank Mary Roy schaffte man dieses frauen-diskriminierende Sonderrecht 1986 ab.

Paradoxe Doppelgesichtigkeit

Insofern bleibt am Ende der Lektüre ein zwiespältiger Eindruck der „Gangster“-Mutter Mary Roy zurück. Wie viele Gewalttäterinnen war sie offenbar geprägt durch eigene Gewalterfahrungen mit einem prügelnden Vater. Und wie viele visionäre Genies hatte sie üble Launen und Charakterdefizite. Dennoch hielt ihre Tochter Arundhati letztlich unverbrüchlich an ihrer Liebe zu dieser Mutter fest, auch wenn sie wusste, dass diese nur mit einem Sicherheitsabstand lebbar war:

„Meine Mutter schwebte über mir wie ein liebloser, eiserner Engel. Das metallische Rauschen stachelte mich an, mich für die großen Kämpfe zu entscheiden, nicht für die kleinen.“

Und klar: Man kann so viel Tochtertreue psychologisch heikel finden. Und doch werden sich viele LeserInnen in diesem anrührend-mutigen und großartig poetisch formulierten Lebensbericht wiederfinden, in dem zuletzt eben doch die Vergebung siegt – und nicht der Hass.